

# herrnhuter

Zeitschrift der Herrnhuter Brüdergemeine in der Schweiz · Nr. 21 (2021)



Schweizer mit einer Mission –  
Einsatz auf vier Kontinenten (Teil 1)

Zu diesem Heft

Der Titel ist bewusst mehrdeutig und missverständlich formuliert. Hier soll es um Einsätze im Rahmen der Herrnhuter Mission gehen, die eigentlich nicht national oder vereinsmässig gedacht war. Erst durch die Verwerfungen des 1. Weltkriegs entstand der Schweizerische Hilfsverein der Brüdermission, aus der die Schweizerische Missionshilfe für die Brüdergemeine wurde, später umbenannt in Mission der Brüdergemeine, Schweizer Zweig, schliesslich in Herrnhuter Mission (Schweiz). Das war nie ein für sich arbeitender Verein, sondern eine Organisationsform innerhalb der Brüdergemeine und im ökumenischen Kontext. So war die Herrnhuter Mission Teil der KEM und ist jetzt in Mission 21 integriert; in der Westschweiz ging sie im Département missionnaire auf. Aber die Organisation soll nicht im Fokus stehen.

Sondern um Menschen soll es gehen, Menschen im Einsatz für Menschen – und für Gott. Es ist überraschend, wie viele Schweizerinnen und Schweizer für die Herrnhuter im Dienst waren und sind. Die Herrnhuter haben sich von ihren Anfängen her immer als missionarische Kirche verstanden, wobei vom biblischen Ausgangspunkt, etwa Apostelgeschichte 10, immer klar war, dass Mission nur als Handeln Gottes zu sehen ist. Gott ist der eigentliche Missionar. Gott ist ein missionarischer Gott – im Dialog mit den Menschen und seiner Kirche. Der Heilige Geist ist es, der Menschen bewegt. So hat die erste Generation, beraten von Zinzendorf, nicht auf Massenbekehrung und grosse Kirchen hingearbeitet, sondern solche gesucht, die vom Geist bewegt worden sind: „Erstlinge“, Menschen, die dann das Wort weitertragen können

in ihrer Umgebung und Kultur. Ein nach wie vor moderner und respektvoller Ansatz, gerade nach Jahrhunderten unseliger Verquickung von kolonialem Machtstreben und Christianisierung hin zu einer westlichen Lebensart und Denkweise. Durchaus mit den besten Absichten, aber auch mit viel Leid verbunden.

Dabei geht es um Menschen, immer. Um es mit dem jetzigen Papst zu formulieren: „Gehst du hin, um einen anderen zu überzeugen, dass er katholisch werden soll? Nein, nein, nein! Geh, um ihm zu begegnen! Er ist dein Bruder und deine Schwester! Und das reicht.“

Deshalb ist im folgenden keine missionstheologische Abhandlung zu lesen (ausser den einleitenden Zeilen). Und so schreiben hier Menschen sehr persönlich über diese Begegnung mit den anderen. Da auf meine Anfrage hin ich viel mehr Beiträge erhielt als erwartet, werden diese in zwei Ausgaben verteilt zu lesen sein.

Es sind Berichte von Einsätzen in Tansania (1+2), vom Einsatz auf dem Sternberg bei Rammallah (2), von Diensten in Surinam (2) und in Labrador (1). Dort begegnen uns Menschen in eisiger Region und in tropischer Schwüle,

Menschen, die aufgrund ihres Handicaps am Rand der Gesellschaft sind, Fremde im eigenen Land und Menschen, die unter den Folgen der Kolonialzeit leiden.

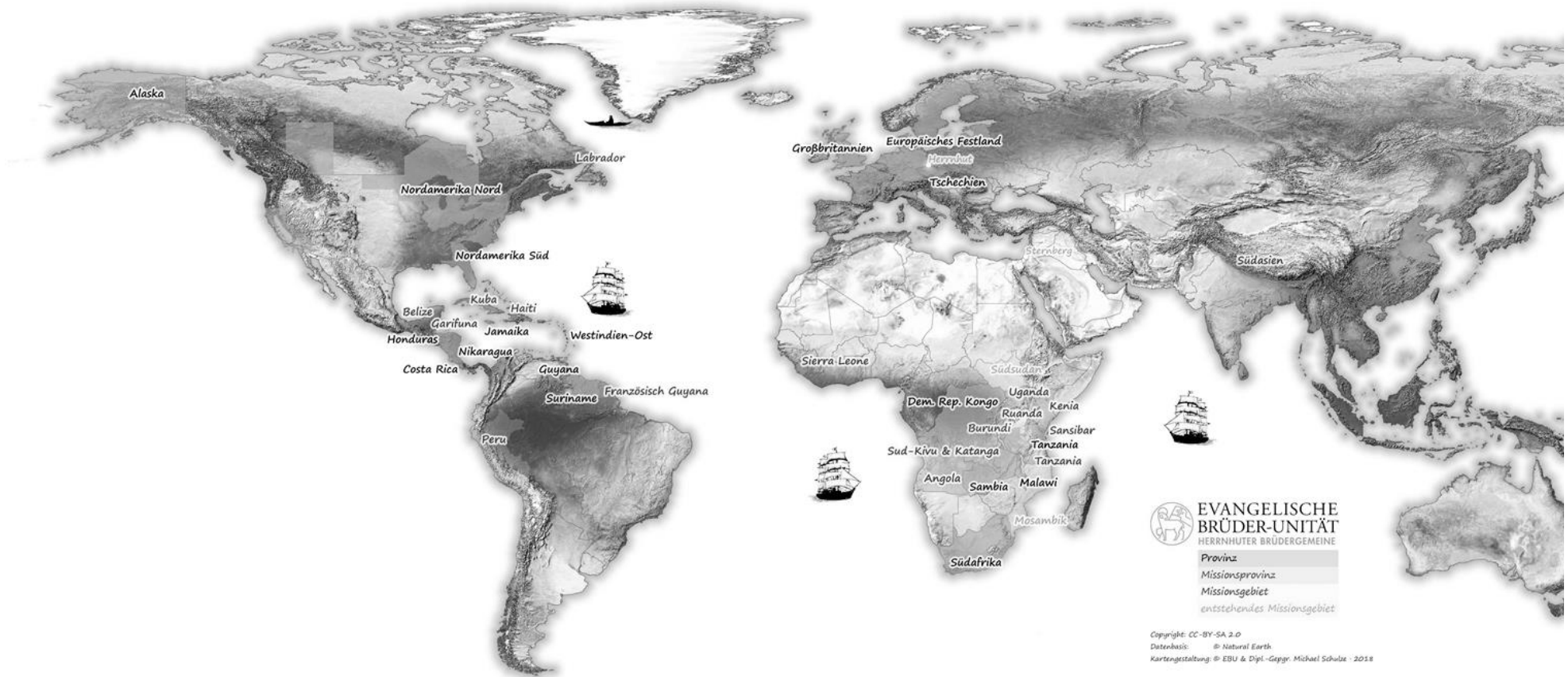
Vor allem aber entdecken wir die Bereicherung, die aus der Begegnung mit den anderen für beide Seiten kommt. Wer sich darauf einlässt, der verändert sich. Dessen Herz bleibt mit der neuen Umgebung verbunden durch die Menschen und die Erfahrungen mit ihnen; wenn wir uns denn darauf einlassen.

Es sind die unterschiedlichsten Motive, die zu so einem Einsatz führen. Am Anfang aber steht immer ein Mensch, der uns berührt. Und Gottes guter Geist, der uns nicht nur Gaben schenkt, sondern uns dazu bringt, diese einzusetzen für andere. Ich bin dankbar über das breite Spektrum der Beiträge, die uns Anteil geben am Leben der Autorinnen selbst oder der dargestellten Personen und hoffe, dass es Sie genauso berührt und bewegt wie mich.

*Ihr Volker Schulz*



# Karte der weltweiten Brüder-Unität



Gebiete der Herrnhuter weltweit seit 1732: 24 Provinzen, 5 Missionsprovinzen und mehr als 20 Missionsgebiete (Stand 2017)

## „Er wird. alles wohl machen“ – die Herrnhuter Mission in Ostafrika

*Johannes Klemm, Afrikareferent bei Mission 21 und Herrnhuter Pfarrer, beschreibt in diesem Beitrag, der erstmals in „weltweit verbunden“, dem Magazin der Herrnhuter Missionshilfe, 2020 erschienen ist, in Grundzügen den Schwerpunkt der Missionstätigkeit, wie er sich in den letzten 100 Jahren entwickelt hat.*

*Insgesamt beginnt die Geschichte der Herrnhuter Mission in Ostafrika kurz nach der Berliner Konferenz 1885, auf der europäische Mächte Afrika unter sich aufgeteilt hatten. Das kaiserliche Deutschland übernahm die Herrschaft über „Deutsch-Ostafrika“, einem riesigen Gebiet zwischen Kilimanjaro, Nyassa- und Tanganyikasee und setzte diese in den Folgejahren auch mit Gewalt durch. Widerstand gegen die deutschen Kolonialherren wurde brutal niedergeschlagen (allein im sogenannten „Maji-Maji-Aufstand“ starben zwischen 1905-1907 bis zu 300.000 Menschen).*

Die Missionsarbeit der Herrnhuter war Teil internationaler, ökumenischer Missionsbestrebungen. In ungewohnter Einmütigkeit verteilten Lutheraner, Anglikaner, Schottische Presbyterianer und Herrnhuter die Arbeitsfelder in Ostafrika. Ein grosses Legat, das für die „Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden“ bestimmt war, erleichterte der Herrnhuter Missionsdirektion die Entscheidung über die Entsendung von Missionaren nach Ostafrika.

In die Euphorie des Aufbruchs mischten sich aber schon bald erste Zweifel. Die ersten vier Brüder brauchten schon für ihre Reise viel Geduld und eine stabile Gesundheit. Fast ein halbes Jahr waren Theodor Meyer, der Schweizer Theophil Richard, Georg Martin und Johannes Häfner unterwegs. Nach langer und abenteuerlicher Reise erreichten sie am 21. August 1891 Rungwe, die erste Missionsstation.

Theophil Richard plagten angesichts der Herausforderungen der Reise grosse Zweifel an seiner Mission. Und so schreibt er in seinem Tagebuch am Tag der Gründung von Rungwe über seine Unruhe und Unsicherheit: „Vor dem Schlafengehen legen wir dem Herrn, wie schon so oft, die Sache vor und bitten ihn, es zu verhindern, so es nicht sein Wille ist. Wir stehen aber gestärkt auf mit der Zuversicht, dass er alles wohl machen wird.“

Immer wieder wurden die Brüder von Malariaanfällen gequält. Georg Martin starb kurz vor dem Ziel in Kararamuka, in der Nähe der heutigen Gemeinde Lutengano. Auch für die übrigen Brüder waren die Herausforderungen gross.

Tropische Krankheiten machten allen zu schaffen. In fast allen Stationen findet man noch heute zahlreiche Gräber, auch der Kinder von Missionarsfamilien. Ihre Körper hatten den tropischen Krankheiten wenig entgegenzusetzen. Zudem erschwerte die zurückhaltende Art der lokalen Bevölkerung die Arbeit.

Obwohl die Missionare sanfter als die Kolonialregierung auftraten, so waren sie doch in den Augen der Einheimischen Weisse aus Deutsch-

land, denen man mit einer gesunden Skepsis begegnen müsse.

Die Missionare versuchten dem entgegenzuwirken. Sie gründeten eine Schule für einheimische Kinder, eröffneten eine Tischlerei oder legten Felder an. So fanden viele Leute Beschäftigung. Auch boten die Missionare schon früh eine (sehr einfache) Gesundheitsversorgung an.

Herausfordernd war für die Mission die grosse kulturelle und sprachliche Vielfalt. Die Arbeit der ersten Jahrzehnte erstreckte sich in einer Region kaum grösser als die Schweiz, aber es gab mindestens zehn verschiedene ethnische Gruppen und Sprachen, mit denen sich die Missionare vertraut machen mussten. Auch wenn die Herrnhuter stets bemüht waren, so rasch wie möglich die lokalen Sprachen zu erlernen, so waren die ersten Predigten holprig und führten eher zu Verwunderung als zur Bekehrung der Zuhörenden.

So dauerte es auch sechs Jahre, bis sich 1897 die erste Frau, Fiambarema Sanduma, genannt Numwagile (etwa: Ich habe gefunden) von Traugott Bachmann taufen liess. Bachmann war 1893 zur Unterstützung seiner Mitbrüder von Niesky nach Rungwe geschickt worden. Er hat neben dem Leiter der Mission, Theodor Meyer, vermutlich die tiefsten Spuren in Ostafrika hinterlassen. Traugott Bachmann (1865-1945) baute ab 1899 die Station in Mbozi auf. Auch wenn er vor mehr als 100 Jahren den Ort verlassen hat, spricht man noch immer mit grosser Ehrfurcht über ihn und sein Wirken. Ein

Porträt von Elisabeth und Traugott Bachmann hängt bis heute im Pfarrhaus in Mbozi.



Bachmanns Lebenserinnerungen, die später von Hans Windekilde Jannasch herausgegeben wurden, tragen den doppeldeutigen Titel: „Ich gab manchen Anstoss“. Bachmann war ein besonderer Missionar, der nicht durch gelehrte Worte, sondern durch sein praktisches

Handeln Zeugnis ablegte. Er war kein Pfarrer und Theologe, sondern ausgebildeter Landwirt. So gab er zahlreiche Anstösse im landwirtschaftlichen Bereich, legte grosse Obst- und Gemüsegärten an und pflanzte in Mbozi den ersten Kaffee. Bis heute ist die Gegend für exzellenten Hochlandkaffee bekannt.

Auch als Baumeister gelang es Bachmann, stabile mehrstöckige Gebäude zu errichten, die den einheimischen Termiten ebenso trotzten wie den gelegentlich vorkommenden Erdbeben.

Seine Übersetzung des Neuen Testaments in die Nyika-Sprache (1913) war die Grundlage zur raschen Ausbreitung des Evangeliums in der Region und Voraussetzung für die Gründung zahlreicher Gemeinden. Dass sein Wirken unter den Menschen so erfolgreich war, lag aber auch an seiner beeindruckenden Wertschätzung für die lokale Kultur, deren Bräuche und Traditionen. Diese Haltung erregte aber auch Anstoss unter seinen Herrnhuter Mitbrüdern.

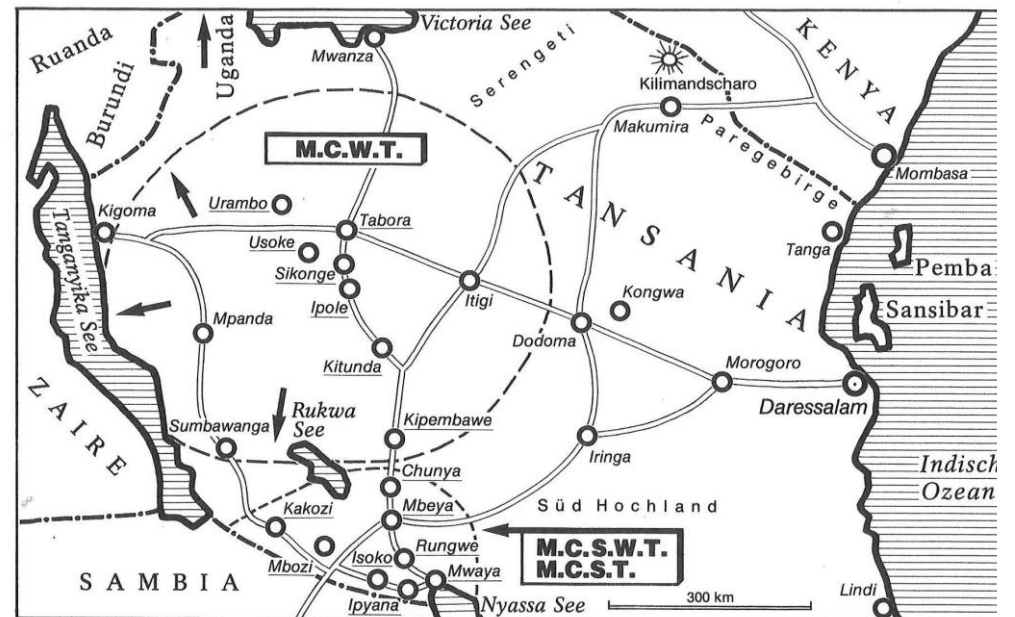
Ein grosser Streitpunkt war sein Umgang mit Polygamie. Zahlreiche Männer vor Ort hatten mehr als nur eine Ehefrau. Praktisch alle Kirchen und Missionare lehnten dies als unchristlich ab und verweigerten die Taufe oder die Aufnahme in die christliche Gemeinde, so auch Traugott Bachmann in seinen Anfangsjahren. Aber er hörte den Menschen zu und beschäftigte sich mit der lokalen Kultur. Dort war es üblich, dass eine Witwe nach dem Tod des Ehemanns ins Haus seines Bruders zieht und damit auch Zweit- oder Drittfrau wurde. Der Mann übernahm dadurch auch die Verantwortung für die Versorgung von Frau und Kindern. Die Frauen wären ansonsten schutzlos und alleingelassen.

Bachmann liess sich von den betroffenen Frauen überzeugen, dass dieses erweiterte Verständnis einer Ehe durchaus im tansanischen Kontext eine Berechtigung hat. Es fiel ihm nicht leicht, aber letztlich akzeptierte er es.

Bis heute wird in Tansania mit Ehrfurcht und Hochachtung über die erste Generation der Missionare gesprochen. Br. Francis Swe-

be, langjähriger Generalsekretär der Südprovinz (er starb im Januar 2021), ein ethnologisch und historisch versierter Mann, schwärmte noch kürzlich über die Gaben: „Die Herrnhuter Missionare brachten uns nicht nur das Evangelium, Schulen und Gesundheitsversorgung, sondern sie respektierten auch unsere Kultur“. Das war vermutlich auch die Voraussetzung für das rasche Wachstum der Brüdergemeinde in Tansania. Heute fühlen sich mehr als 800.000 Schwestern und Brüder der Brüdergemeinde zugehörig.

Johannes Klemm, Bad. Rheinfelden / Basel



Nyassa Gebiet – Südhochland Provinz und Westl. Tanganyika. Moravian Church in Western/South West Tanzania. Kartens

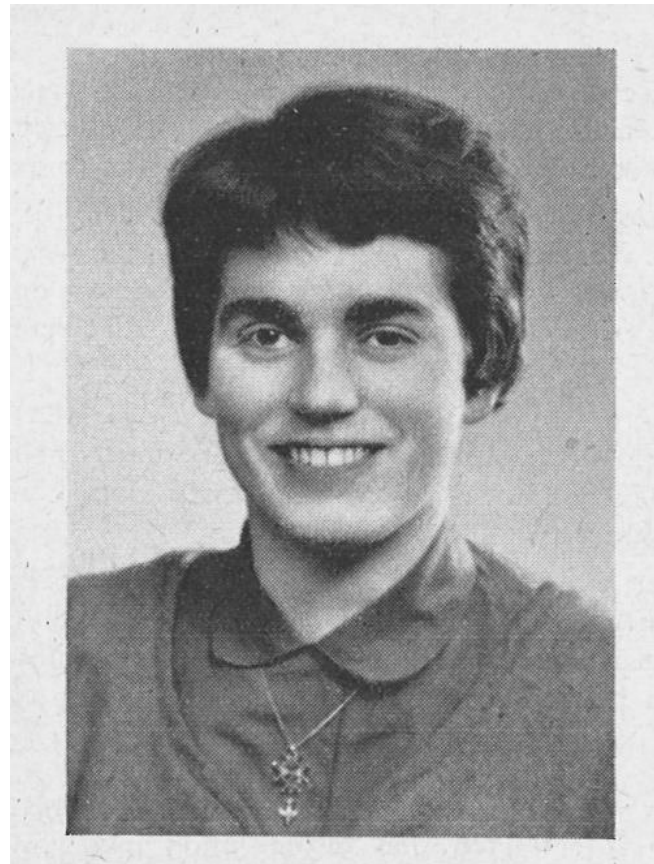
Karte aus: Hartmut Beck, Brüder in vielen Völkern, eine Darstellung von 250 Jahren Herrnhuter Missionsgeschichte; seitdem sind 4 weitere Unitätsprovinzen dazugekommen, die Mbozi-Region ist dabei, selbständig zu werden, dazu 3 Regionen, die als Missionsgebiete eingestuft werden.

# Meine Arbeit im Auftrag der Herrnhuter

1956 im März hatte ich in Basel das Lehrerseminar abgeschlossen. Nach 14 Jahren auf der Schulbank wollte ich nun auch noch etwas von ausserhalb der Schweiz kennenlernen und plante einen Aufenthalt in Paris. Ein Zimmer im Pfadfinderinnenheim hatte ich bereits gebucht. Kurz vor meiner Abreise erhielt ich einen Brief vom Herrnhuter Missionssekretär in der Schweiz mit der Anfrage, ob ich bereit wäre, als Lehrerin in einem Lehrerseminar in Tanganjika zu arbeiten? – Jetzt hatte ich aber doch Paris-Pläne.

Missionsarbeit war mir nicht fremd. Als Pfarrfamilie in der reformierten Kirchgemeinde in Frick, wo ich früher in die Sonntagsschule ging, wie auch in der Herrnhuter Sozietät in Basel, wohin mein Vater 1943 als Prediger berufen worden war, hatten wir oft Missionsgäste, die spannend berichteten aus ihrer Arbeit in Asien oder in Afrika; und der jährlich stattfindende Missionsbazar war für uns immer ein wichtiges Fest. Also wollte ich doch etwas Näheres erfahren über diese „Arbeitsstelle“ und erkundigte mich. Es wäre also für 1957; und da Tanganjika Britisches Treuhandgebiet war, brauchte ich ein offiziell anerkanntes englisches Sprachexamen. Das hiess, dass ich mich spätestens im Herbst mehr mit der englischen Sprache befassen müsste. Ich verkürzte mein Frankreich-Projekt

und sagte zu. Ein Sprachkurs in England konnte auch schon organisiert werden.



Vom September 1956 bis April 1957 hatte ich so die Gelegenheit, die Brüdergemeine in London und das Mädchen-Internat in Ockbrook kennenzulernen, und konnte mich auch mit dem britischen Schulsystem vertraut machen.

Im Oktober 1957 schiffte ich mich in Genua ein. Auf einer 4-wöchigen Seereise durchs Mittelmeer, den Suez Kanal, der gerade wieder geöffnet worden war, durch das Rote Meer, den

Indischen Ozean mit kurzen Besuchen in verschiedenen Hafenstädten konnte ich mich allmählich an eine neue Umwelt gewöhnen. Ich hatte ein Swahili-Sprachbuch dabei und hatte Zeit, mich mit dieser andersartigen Sprache zu befassen. Bei den kurzen Stadtbesuchen in Mombasa und in Sansibar versuchte ich wenigstens das Grüssen schon einzuüben.

## Ankunft im Land

Am 21. November erreichte das Schiff Dar-es-Salaam, wo mein Bruder Samuel mich in Empfang nahm. Die Kisten mit meinen Haushalts-Utensilien wurden in seinen Land Rover geladen, und die Reise ins Südhochland nach Rungwe konnte beginnen.

Es war Regenzeit. Die Tiefen der Pfützen waren auf der Strasse nicht zu erkennen; so sassen wir zwischen Dar-es-Salaam und Morogoro nach einem Autohopper plötzlich im Dunkeln. Die Autoscheiben mussten von einer roten Lehmsuppe gereinigt werden. Bevor wir damit fertig waren, umringten uns mindestens 50 Kinder. Woher die wohl kamen? Ausser dem Grillengezirpe, den Palmen, den blühenden Bäumen und üppigem Gras hatte ich links und rechts der Strasse nichts bemerkt. Mit Überraschungen war in Afrika wohl immer zu rechnen.

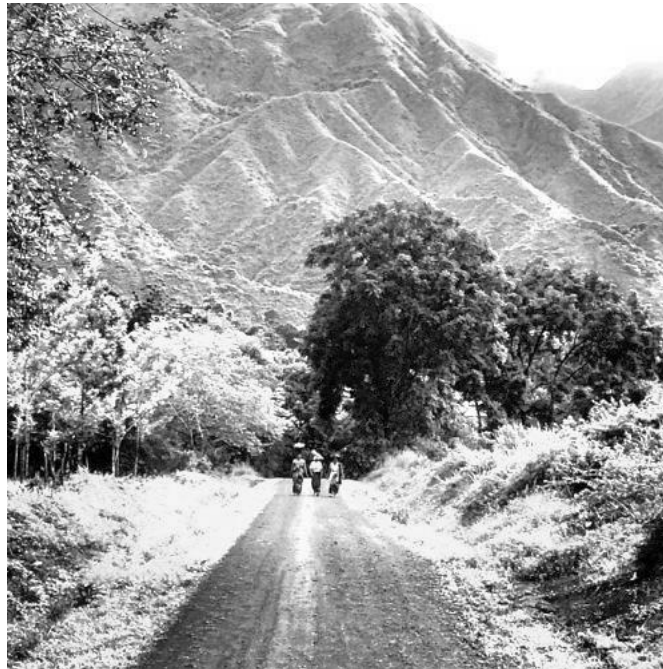
Bald wurde es dunkel. Im Lichte der Scheinwerfer, bei strömendem Regen, sahen wir plötzlich einen Löwen langsam vor uns her trotten; nach einer Strassenkurve brauste unerwartet ein dunkler Eisenbahnzug hinter uns vorbei, ohne

Lichtsignale! Im Hotel, wo wir noch ein Nachtessen bekamen und übernachteten konnten, gehörten grosse flache Spinnen sowie Geckos zur Wanddekoration.

Am folgenden Tag machten wir noch einen Abstecher ins 250 km entfernte Kongwa bei Dodomā, wo wir Paul Fueter besuchten. Er leitete dort das theologische Seminar der Anglikanischen Kirche. Es war gerade Zeit für die Abend-Andacht, die Studenten versammelten sich in der Kapelle. Ich wurde aufgefordert, eine „Begrüßungsrede“ zu halten; und das unvorbereitet in einer fremden Sprache! Das war also schon eine typische Einführung ins „afrikanische Leben“.

Die zweitägige Reise von Kongwa in den Süden, durch lange, eintönige Steppe oder auf halbrecherischen steilen, kurvenreichen Bergstrassen im Nebel gab mir einen Eindruck der Vielseitigkeit des Landes.

Es war bereits Nacht, als wir in Rungwe eintrafen, wo wir von der Familie des Seminardirektors herzlich empfangen wurden. Die Überraschung am Morgen war gross. Rungwe liegt am Fusse des „Mount Rungwe“ (ca. 3000 m.ü.M.) mit Sicht über weitere Bergketten, fast wie ein Ferienort in der Schweiz. Allerdings tummelten sich um das Haus eine Schar afrikanischer Kinder, die sich für eine neue Mitbewohnerin im Ort interessierten. Einige grüssten auch schon mit „Good morning“ und ich versuchte auf Swahili zu antworten. Sie begleiteten mich auf dem Weg zum Lehrer-Seminar, zu meinem neuen Arbeitsplatz.



### Am Seminar

Die Seminaristen waren bereits in den Urlaub gefahren. Die Lehrer, meine neuen Kollegen, waren am Korrigieren der Abschlussexamen von Schülern der Mittelschulen; diese Examen waren entscheidend für eine Weiterbildung. Da konnte ich gleich mitmachen und lernte dabei meine Kollegen kennen und auch einiges, was das Land betraf. Es waren „Multiple Choice“-Fragen, wo die Antwort gegeben war, zu Allgemein-Wissen über das Land und Afrika, Geschichte, Geographie, auch zu politischen Themen. Es gab im Land bereits 2 Parteien, die auf die Unabhängigkeit des Landes hin arbeiteten. Die Administration sollte an die einheimi-

sche Bevölkerung übergeben werden. Die höchsten Positionen, die ein „Tanganjikaner“ bis dahin innehaben konnte, waren das Amt als Lehrer oder Pfarrer. Für Seminaristen war es also absehbar, später einmal einen höheren Regierungsposten zu erlangen.

Im Januar 1958 begann mein Unterricht. 50 Männer, zum Teil fast doppelt so alt wie ich und gestandene Familienväter, versammelten sich in der Aula. Werde ich sie wohl bei ihren komplizierten Namen erkennen können? Zum Glück wurde in englischer Sprache unterrichtet, auch wenn die Lesebüchlein der Kinder in Swahili gedruckt waren. Meine Hauptfächer waren Methodik in Lese- und Schreibunterricht, sowie das Herstellen von Unterrichtsmaterial. Das hiess viel Zeichnen und Basteln, woran die angehenden Lehrer offenbar noch nicht sehr gewohnt waren. Das Material dazu musste oft improvisiert oder in der Natur gefunden werden.

Zu meinen Fächern gehörte auch das zu „Current Affairs“; dafür konnte ich mich in zwei Zeitungen informieren, eine in Englisch, die andere in Swahili, wozu ich aber das Wörterbuch fleissig brauchte. Die Seminaristen waren interessiert und konnten auch selber gute Beiträge leisten, da sie aus mehreren Regionen kamen und zu unterschiedlichen Stämmen gehörten.

Worauf ich mich immer sehr freute, waren die Morgen- und Abend-„Assemblies“ mit dem tolltönenden Swahiligesang oder den verschiedenen Liedern in Stammes-Sprachen mit Trommelbegleitung.

Die Seminaristen verbrachten einige Wochen auf „Unterrichts-Praxis“ in Schulen der umliegenden Dörfer. Das gab mir die Gelegenheit, während den Besuchsreisen auch das tägliche Leben der Leute kennen zu lernen.

### Ibungu

Während 3 Monaten in der Regenzeit unterrichtete ich in Ibungu, einem kleinen Bergdorf und lernte mit wenig auszukommen. Ich wohnte in einer grasbedeckten Lehmhütte. Dicke Regenwolken verdeckten jeweils am Morgen die Sonne. Die genaue Zeit war für die Kinder schwer abzuschätzen, vor allem für diejenigen, die einen sehr weiten Schulweg hatten. Nach dem Morgenappell, wozu auch eine „Sauberkeitsinspektion“ gehörte, wurde die Schul-Uhr auf acht Uhr gerichtet und der Unterricht begann.

Es war nicht immer einfach, Bücher und Hefte sauber zu halten, wenn der Wind durch die scheibenlosen Fenster den Sand durch das Klassenzimmer wirbelte und vom Dach Holzstaub, Insekten und Gras auf die Bänke fielen. Farbstifte gab es keine, aber mit farbiger Kreide konnten Zeichnungen illustriert werden. Mit einem Stück Waschseife, das die Kinder für ihre Morgentoilette an einem Bach immer in der Tasche hatten, liess sich der Kreidestaub auf dem Papier fixieren.

Was mir auffiel, war die unterschiedliche Anzahl der Mädchen in den 4 Klassen à 40 Kindern. In der 4. Klasse war es nur eines, in der 3. Klasse waren es drei; in der 2. Klasse waren es

fünf und in der 1. Klasse waren es 20 Mädchen. Also auch für die Mädchen wurde Schulbildung wichtig.

Pfarrer Lupassa in der „Moravian Church“ in Ibungu ermunterte auch die Frauen seiner Gemeinde, etwas Gemeinsames zu unternehmen. So kam aus den umliegenden Dörfern jeweils am Montag eine Gruppe Frauen, die mir Maismehl, Bohnen, Spinatblätter, Bananen und Brennholz zum Kochen brachten. Nach einer kurzen Andacht tranken wir noch Tee, mangels Tassen manchmal auch aus gut gewaschenen Blechdosen.

Es kamen aber auch Leute, die mich wegen Krankheitssymptomen konsultierten. Ich hatte aber nur Hustensaft, Chinin und Schmerztabletten anzubieten. Europäerinnen genossen in der Zeit noch grossen Respekt.



So gross wie der Respekt waren auch die Erwartungen. Es war im April. Ich sollte die Karfreitagspredigt halten, trotz meiner mangelhaften Swahili-Kenntnisse. Ich hatte meine Gedanken aufgeschrieben, aber etwas Unerwartetes geschah: kurz nach dem Text der letzten Worte Jesu und des Bebens im Tempel deckte ein starker Windstoss das halbe Dach der Kirche ab. Der Regen prasselte auf die Leute und bis alle ein trockenes Plätzchen gefunden und eng zusammengedrängt noch ein Lied gesungen hatten, war es Zeit den Gottesdienst zu beenden. Es regnete nicht mehr.

Die Frauen hatten eine grosse Menge Reis und Fleisch gekocht, so gab es nicht ein Abendmahl, aber ein grosses Liebesmahl.

Ich kehrte dann auch bald wieder nach Rungwe zurück für den Unterricht am Seminar.

### Lutengano

Im Jahr 1960 wurde das Lehrer-Seminar umstrukturiert in eine Knaben-Sekundarschule. Von der „Moravian“-Mädchenmittelschule in Lutengano kehrte eine der beiden dänischen Lehrerinnen nach Dänemark zurück; so bat mich die Kirchenleitung in Rungwe, in diesem Jahr in Lutengano zu unterrichten, wohin ich nun übersiedelte.

Auch diese Schule war ein Internat. Mädchen, die das 4. Primarschuljahr mit einem sehr guten Examen abgeschlossen hatten, erhielten einen Platz in einer Mädchenmittelschule für das 5. bis zum 8. Schuljahr. Ich war sehr froh, dass ich



Lutengano Secondary School (im Jahr 2008)

die dänische Lehrerin, die bereits zweieinhalb Jahre in Lutengano unterrichtet hatte, bereits kannte. Sie führte mich ein in die tanganjikani-sche Lehrerbelegschaft, drei Lehrerinnen und ein Lehrer, die alle mit viel Freude und Enthusiasmus arbeiteten. Ich musste nun auf Swahili umstellen, denn die neueintretenden Fünftklässlerinnen konnten die englische Sprache noch nicht. Die Sechst-, Siebt- und Achtklässlerinnen hatten sich ja bereits daran gewöhnt. Der Unterricht an sich gestaltete sich, wie ich ihn in der

Mädchenschule in Ockbrook erlebt hatte. Die Klassen hier waren aber grösser, mit 45 Schülerinnen in jeder Klasse. Was mich sehr überraschte, war die grosse Verantwortung, die die gewählten „Prefects“, Mädchen der 7. und 8. Klasse übernahmen, was die Ordnung und Disziplin hauptsächlich in den vier Schlafsälen betraf, und wie die Schülerinnen mit ihren unterschiedlichen „Wochenämtdchen“ für Sauberkeit, Wassertragen und generellen Unterhalt auf dem ganzen Schulareal sorgen mussten.

Der grosse Arbeitseifer der Schülerinnen erstaunte mich. Alle hatten das Ziel, so viel wie möglich zu lernen, ein gutes Examen zu machen und dann möglicherweise mit noch weiterer Ausbildung eine bezahlte Arbeit zu finden. Mit diesem grossen Respekt vor Schulbildung hoffte die ganze Familie auf spätere Unterstützungshilfe. Für viele Väter galt es, pro Jahr für ein Kind eine Kuh zu „opfern“, um das Schulgeld bezahlen zu können, aber solche Ausgaben sollten sich später rentieren. In erster Linie schickte man einen Jungen zur Schule. Wenn das Geld reichte, kam eventuell noch ein Mädchen dran. Das musste aber dann wirklich erfolgreich sein. So baten die 8-Klässlerinnen oft um Extra-Stunden und Extra-Proben, und: die Lehrerinnen und der Lehrer machten mit!

Die Schule war nicht nur eine „Lernanstalt“; sie spielte auch kulturell eine Rolle für die Umgebung. Es gab Unterhaltungsveranstaltungen, Konzerte, Sportturniere auch gegen andere Schulen. Die „Band“ der Schule mit Trommeln und Pfeifen, sogar mit einer grossen Pauke, wurde aufgeboten für offizielle Anlässe, und die Mädchen mussten Parade stehen, wenn wichtige Partei-Politiker aus Dar-es-Salaam den Distrikt Hauptort Tukuyu besuchten. Die Partei hatte ein Erwachsenen-Alphabetisierungsprogramm, wozu auch die 8-Klässlerinnen für den Leseunterricht jeweils eingesetzt wurden.

### **Immer wieder eine neue Stelle**

Im Dezember waren meine 3 Arbeitsjahre in Tansania vorbei. Der Superintendent der Kir-

che fragte mich, ob ich bereit wäre, nach einem Urlaub in der Schweiz wieder zu kommen und bei der kirchlichen Frauenarbeit mitzumachen, da die neue Regierung keine ausländischen Lehrkräfte mehr vorgesehen habe. Ich sagte, ich könnte mir das vorstellen und wäre bereit.

Es kam aber dann doch etwas anders. Mitte 1961 reiste ich per Flugzeug wieder nach Dar-es-Salaam. Das Land war nicht mehr unter britischer Verwaltung. Das nationale Motto, geprägt durch den neu gewählten Präsidenten Julius K. Nyerere war: UHURU NA KAZI (dt.: FREIHEIT UND ARBEIT). Ich meldete mich zurück bei der Kirchenleitung in Rungwe, wo ich den Auftrag erhielt, in der Knabensekundarschule in Rungwe zu unterrichten. So zog ich wieder in einem Haus in Rungwe ein. Als anfangs 1962 die dänische Schulleiterin von Lutengano zurück ging nach Dänemark, wurde ich wieder in der Mädchen-Mittelschule in Lutengano eingesetzt, wo ich mich dann auch gleich wieder heimisch fühlte.

Im Lehrerkollegium hatte es einige Veränderungen gegeben, aber die Zusammenarbeit war gut. Der Idealismus und der Eifer, die Nation für eine gute Zukunft aufzubauen, waren gross und die Teilnahme am politischen Geschehen wichtig; die neugebildete Lehrergewerkschaft hatte Erfolg, ich wurde sogar zur Kassierin eingesetzt für unsere Gruppe.

Nach einiger Zeit gab es dann aber doch eine „Schreckenswoche“. Die grausame Sansibar-Revolution verursachte auch eine Krise in Tansania. Die Gewerkschaften wurden verboten.

Die Stimmung im Land war angespannt. Nach weissen Verhandlungen in der Regierung wurden dann Tansania und Sansibar vereinigt zur DEMOKRATISCHEN REPUBLIK TANSANIA.

Frieden kehrte wieder ein. Die Arbeit in der Schule konnte weitergeführt werden wie gewohnt, denn die Entwicklung der Pläne für die neue Regierung brauchte Zeit, und die Änderungen wurden schrittweise vorgenommen, vor allem was das Erziehungsdepartement betraf. Die Mittelschulen sollten gestrichen, und die Dorfschulen von der vierten bis zur siebten Klasse erweitert werden. Ausserdem wurden alle kirchlichen Einrichtungen im Erziehungs- wie auch im Gesundheits-Departement verstaatlicht. Meine Arbeit in Lutengano konnte ich jedoch bis im Dezember 1965 weiter ausführen; dann verabschiedete ich mich von Tansania und kehrte mit Sack und Pack wieder in die Schweiz zurück.

Meine Eltern hatten das Ruhestands-Alter erreicht und wohnten wieder in Basel in einer grossen Wohnung; so konnte ich mit meinem Gepäck bei ihnen einziehen und mir Zeit nehmen für die weitere Planung. Die französische Sprache besser zu lernen war immer noch mein Ziel. Ich schrieb mich an der Universität in Neuchâtel für das Jahr 1966 ein. Bei Schwester Schütz in der „Chapelle Morave“ in Peseux konnte ich logieren.

Kaum hatte das Semester angefangen, als ein Brief aus Tansania eintraf. Bischof Kisanji bat mich dringend, ich solle als Gemeindeglied nach Tabora in die West-Provinz der Brüderrkir-

che kommen. Auf einer kirchlichen Besuchsreise war er einmal in Lutengano vorbeigekommen und wusste deshalb von mir, dass ich Swahili sprach. Ich schrieb ihm, dass ich in dem Jahr nicht frei sei. Er antwortete mir, dass die Engländerin, deren Arbeit ich übernehmen sollte, noch ein Jahr bleibe, er erwarte mich dann auf das kommende Jahr.

So hatte ich also nach dem Französisch-Examen wieder eine Afrikareise vor. Meine Kisten im Keller bei meinen Eltern mussten wieder gepackt werden. Im Juni 1967 schiffte ich mich in Neapel ein. Es war dieselbe Route durchs Mittelmeer; das Schiff war allerdings das Vorletzte, das durch den Suezkanal fahren konnte. Lange Reihen von Militärtanks überquerten den Kanal vom Westen her und fuhren in die Wüste nach Osten. Die Stimmung war gedrückt wegen der Spannungen im Nahen Osten. aber im Roten Meer und der ostafrikanischen Küste entlang genoss ich die „Ferien-Fahrt“ auf dem weiten Meer wieder nach Dar-es-Salaam.

Die Reise ging nun weiter im Zug. Ich sass in der Eisenbahn, die im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhundert von den Deutschen gebaut worden war, ein wichtiges Thema im Geschichtsunterricht bei den Mädchen.

### **Arbeit in der West-Provinz**

Nun kam aber eine neue Arbeit auf mich zu. Und ich würde in einer Stadt wohnen.

Es war Abend, als der Zug nach 28 Stunden im Bahnhof von Tabora einfuhr. Dorothy Morten,

die Engländerin, empfing mich dort und fuhr mit mir in ihrem Morris Minor zum Kirchen-Areal, wo ich nun in ein kleines Haus zog. Am folgenden Morgen wurde ich im Kirchen-Büro von Bischof Kisanji begrüsst.

In einer Woche sollte ich all die Tätigkeiten von Dorothy übernehmen: Religionsunterricht in 2 Sekundar-Schulen, in einem Lehrerseminar und in einer Primarklasse, Kontakt pflegen mit der christlichen Schüler-Gruppe, die die Sonntagsgottesdienste in den Schulen organisierte, zwei Frauengruppen in der Kirche leiten und am Sonntag-Nachmittag einen Besuch bei den Frauen im Gefängnis machen.

Da waren auch noch 12 Schüler, die im Kirchen-Hostel logierten und ein Stipendium von der Regierung hatten; so musste monatlich abgerechnet werden. Für all diese Aufgaben brauchte ich aber auch noch eine Stadtorientierung.

Neu war für mich, regelmässig den Muezzin zu hören. Es gab unterschiedliche Moscheen. Die Stadt, noch mit einer alten Festung, war weitläufig und die Bevölkerung war sehr gemischt. Auf dem Markt priesen Männer und Frauen ihre Früchte und Gemüse an; in kleinen und grösseren Geschäften konnte man bei Arabern oder Indern alles kaufen, was im Haushalt nötig war. Eine grosse Buchhandlung, auch mit Papeteriewaren wurde von der katholischen Kirche geführt. Auch die „Moravian Church“ hatte einen Bücherladen. Tabora war also eine wichtige Handelsstadt, lag sie doch auch auf der alten Sklavenroute, die quer durchs Land von

Dar-es-Salaam bis an den Tanganyikasee führte.

Dorothy machte mit mir auch noch eine Fahrt nach Sikonge, der alten Missionsstation, etwa 80 km südlich von Tabora. wo ich die fünf dänischen Familien kennen lernte und das Spital und das Leprosorium (d.h. Haus für Leprakranke) besichtigen durfte.

Die erste Woche war schnell vorbei. Dorothy war auf dem Flugplatz, bereit für ihren England-Urlaub. Ich begann mein Wochenpensum. Da ich auf dem Kirchen-Areal wohnte, wurde auch mein Wohnzimmer als mein „Büro“ betrachtet; es war also ein Kommen-und-Gehen, wenn ich zuhause war. Meine privaten Tätigkeiten begannen dann abends. Es waren drei interessante Jahre, während denen ich viele Leute kennen lernte und auch interessante Reisen unternehmen konnte. Ich dachte, dass ich mich nun verabschieden müsse. Bischof Kisanji bat mich jedoch nach einem Urlaub in der Schweiz wieder zu kommen, um das Frauen-Departement in der Provinz aufzubauen. Ich war einverstanden unter der Bedingung, dass ich eine geeignete Tansanierin als Mitarbeiterin bekomme.

1972 war ich also wieder in Tabora. Milka Gotelibe war bereit, mit mir zu arbeiten, und wir machten einen 3-Jahresplan:

1. Jahr: Möglichst viele Gemeinden besuchen und in den Kirchen den Aufbau des „Frauen-Departements“ und seine Statuten erklären.

2. Jahr: Seminare und Kurse für alle gewählten Leiterinnen in den Pfarrgemeinden.

3. Jahr: Besuche in möglichst vielen Frauengruppen und weitere kurze Seminare.

Milka wurde eine wertvolle Hilfe in dieser Frauenarbeit. Ihr Vater war einer der ersten Täuflinge in Kitunda gewesen (ca. 1910) und arbeitete dann als Erwachsener als Evangelist. Milka erzählte aus ihrer Jugend und erinnerte sich noch daran, wie die ganze Gemeinde jährlich an ein Treffen in Sikonge wanderte, 100 km durch den Busch, und wie ihr Vater „Vorrenner“ war, wenn Bischof Ibsen mit dem Fahrrad unterwegs war, und den Weg suchte zu einem neuen Ort, wo sich Christen treffen könnten.

Da Milka verwitwet und ihre Söhne erwachsen waren, war sie frei für die Arbeit mit den Frauen. Sie konnte sehr gut singen und so auch die Frauen anspornen. Sie übersetzte gut, denn viele der Frauen sprachen kein Swahili und ich verstand das Kinyamwezi nicht. Bevor wir aber unsere Kirchenbesuche anfangen konnten, gab es noch ein erschreckendes Erlebnis.

Es war die Zeit, als der tansanische Sozialismus (Ujamaa) eingeführt werden sollte. Die Bevölkerung sollte nicht für sich auf „Einzelhöfen“, sondern als „Kommune“ in einem Dorf wohnen. Einige der regionalen Verantwortlichen wollten diesen politischen Plan energisch durchführen. Es war ausgerechnet in Kitunda, wo eines Nachts eine solche „Umsiedlung“ stattfand. Die Armee fuhr in Lastwagen heran, die Leute wurden aus ihren Häusern geholt, die Tür- und Fensterrahmen der Häuser wurden

zerbrochen und die Leute wurden 6 Kilometer weiter in den Busch gesetzt.

Es wurde mein erstes „Frauen-Wochenende“. In einer Baumschule kaufte ich 100 junge Pflanzen für Orangenbäume; eingewickelt in Bananenblätter ergab sich eine lange Rolle, die auf unserem Land Rover Platz fand. Ich konnte auch ein grosses Zelt organisieren, Mit Milka fuhr ich nach Kitunda. Im Busch suchten wir die Leute; die meisten hatten sich um einen Baum niedergelassen. Wir fanden einen offenen Platz und stellten unser Zelt auf. 2 Tage nahmen sich die Frauen Zeit für Bibeltexte und Singen. Zum Abschluss feierten wir eine Art „Liebesmahl“ und tranken Tee, statt des (in Europa üblichen) Brötchens bekam jede Frau einen sehr jungen „Orangenbaum“ zum Pflanzen. Wir verabschiedeten uns und fuhren zurück nach Tabora.

Im ersten Jahr besuchten wir dann auf drei- bis vierwöchigen Reisen eine Gemeinde nach der andern. Täglich hatten wir einen kurzen Gottesdienst, bei dem auch die Männer dabei sein konnten. Anschliessend besprachen wir die Idee von wöchentlichen Treffen für die Frauen, und dass sie diese Zusammenkünfte für Bibelstunden oder praktische Weiterbildung oder gegenseitige Hilfe als regelmässige „Frauenstunde“ organisieren könnten. Es waren ja die Frauen in den Dörfern, die die soziale Arbeit leisteten, aber dies könnte auch mit offiziellen kirchlichen Strukturen, die in Statuten festgehalten waren, geplant werden.



Frauengruppe in einer Gemeinde südlich von Mwan-da

So entwickelten sich allmählich eine ganze Reihe von Frauengruppen. In Tabora waren an einer Synode die Mitglieder des offiziellen Komitees des Frauendepartements gewählt worden, und ich konnte jeweils an der Sitzung die Arbeits-Pläne vorlegen und sie wurden angenommen. Es brauchte aber noch viel Zeit bis sich die Gemeinde-Pfarrer und die Evangelisten auch dafür einsetzten und die Frauen unterstützten, beim Aufbau dieser Frauengruppen.

Auch im zweiten und im dritten Jahr waren wir viel auf Reisen unterwegs. Das Gebiet der West Provinz von Ukimbu bis an den Tanganjikasee und von Kahama bis nach Sumbawanga war sehr gross: fünfmal die Fläche der Schweiz, aber dünn besiedelt.

### Ökumenische Arbeit

Als ich im Juni 1979 in Tabora am Planen war für unsere Kurse und Seminare, rief mich der

Bischof ins Büro und sagte, der General Sekretär des Christenrats von Tansania (CCT) hätte ihn gebeten, mich zu beurlauben, um die Arbeit im neugebauten Frauen-Bildungszentrum des CCT in Morogoro anzufangen. Als ich fragte auf welchen Zeitpunkt, antwortete er: „Nächste Woche“.

Das kam nun SEHR überraschend. Er sagte, ich solle mich in Verbindung setzen mit Reverend Shauri, dem Generalsekretär des CCT, und mit ihm entscheiden. Die geplanten Frauentreffen musste ich absagen, Milka informieren und meine Sachen packen und umziehen nach Morogoro.

Es fing nun eine neue Arbeit an. Ich musste nun nicht mehr so viel reisen. Das Frauenbildungszentrum in Morogoro sollte Kurse anbieten für Frauen aus allen Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates im Land, Kurse für Pfarrfrauen und Kurse für Gemeindehelferinnen. Die drei grossen Denominationen waren die Lutherische Kirche, die Anglikanische Kirche und die Herrnhuter Brüdergemeine. Im September 1979 war die offizielle Eröffnung dieses Zentrums. Es waren die Leiterinnen der Frauendepartemente der Kirchen, die für das 10-tägige Treffen gekommen waren, um ihre Ideen, Forderungen und Vorschläge anzubringen für die Weiterbildung der Frauen in ihren Gemeinden. Wir waren drei Leiterinnen: Frau Mpayo, Pfarrerin, Frau Mkuchu, Finanzberaterin, und ich. Wir konnten 30 Teilnehmerinnen aufnehmen in einem Kurs. Das Reisen war nicht mehr an mir, die Frauen kamen zu uns. Es war eine spannende, sehr interessante und vielseitige Arbeit.



Frauenchor der Olorieni Moravian Church in Arusha

1990 konnte ich die Leitung an Frau Mkuchu übergeben und kehrte zurück in die Schweiz.

### **Afrika lässt nicht los**

Als ich 1990/91 wieder in Basel Fuss gefasst hatte, lud mich Schwester Doris Kellerhals, die Oberin des Diakonissenhauses in Riehen, ein, mit ihr 2 Asylantenheime in Bern zu besuchen, denn das Haus „Moosrain“ der Diakonissen in Riehen sollte ein Durchgangszentrum für Asyl-

bewerber werden, und sie hatte an mich gedacht, diesen Betrieb anzufangen. Die ersten Flüchtlinge, die wir aufnahmen, waren Männer aus Afrika! Anschliessend kamen aber hauptsächlich Frauen und Kinder aus Bosnien, die froh waren, an einem sicheren und friedlichen Ort zu sein. Es war eine neue Erfahrung, mit so vielen unterschiedlichen Menschen zusammen zu sein, und nur langsam zu erfahren, was sie bewegte. Die Zusammenarbeit mit den 3 Kolle-

gen war gut und wir fühlten uns auch getragen durch die Gemeinschaft der Diakonissen.

Ich durfte dann 1994/95 in Riehen noch ein Urlaubsjahr einschalten. Die Kirchenleitung in Sumbawanga in der stark gewachsenen neuen Rukwa-Provinz im Süd-Westen von Tansania, hatte mich gebeten, dort das Frauen-Departement aufzubauen. Sie hatten bereits Frau Sulubasia Lukanda gewählt als zukünftige Leiterin, die ich einarbeiten sollte. So verbrachte ich noch einmal ein intensives Reise-Jahr in dem gebirgigen Gebiet am Südende des Tanganjikasees. Mit Frau Lukanda besuchte ich die Gemeinden, und wir ermunterten die Frauen, sich mit ihren Möglichkeiten gemeinsam für das kirchliche Leben einzusetzen.

So blieben schliesslich die Jahre 1995-1997 in Riehen als wenige letzte Arbeitsjahre in der Schweiz bis zum Pensions-Alter.

Elisabeth Preiswerk, Basel

# Vom Leben und Sterben

*Neben dem Modell des arbeitslebenslangen Dienstes in einem anderen Land, das kaum noch vorkommt, gibt es in Mission, in der die Herrnhuter Mission Schweiz integriert ist, das Professional Exposures Program für junge Menschen im Alter von 22 bis 30 Jahren mit abgeschlossener Berufsbildung oder Studienabschluss. Nach einem Vorbereitungskurs sind diese sechs bis zwölf Monate in einem Projekt, daran schliesst sich eine Nachbereitung an. In diesem Rahmen war Corinna Bütikofer nach ihrem Studium von Ethnologie, Politikwissenschaft und Völkerrecht in Tansania. Seit 2014 ist sie Mitglied im Vorstand der Herrnhuter Mission Schweiz.*

Vor 10 Jahren habe ich mich aufgemacht, in Rungwe ein Jahr zu verbringen. Viel hat sich seit dem verändert. Was ist geblieben?

Mit bald 40 Jahren kann ich an einer Hand (oder vielleicht zwei) abzählen, wie viele Beerdigungen ich besucht habe. Es sind für mich emotionale Erinnerungen, oft verbunden mit Scham. Wie kondoliere ich richtig? Sag ich auch nichts falsches? Wie verhalte ich mich richtig? Bin ich gefasst genug, um Abschied zu nehmen? Ich fühle mich jedes Mal wie ein kleines Kind, unerfahren und doch dabei.

In Rungwe hätte ich jederzeit die Möglichkeit gehabt, an Beerdigungen teilzunehmen. Oft wurde ich gefragt, ob ich mitkommen wolle, wenn jemand gestorben war. Es starben zwar nicht so viele Menschen wie zu Zeiten vor den

HIV-Medikamenten, aber immer noch viel mehr als in meinem Umfeld in der Schweiz. Die Büros waren dann jeweils zu, Treffen konnten nicht wahrgenommen werden. Die Arbeit lag still. Und danach ging das Leben weiter, irgendwie.

Mich haben diese Einladungen sehr beschäftigt. Ich kannte keine der verstorbenen Personen persönlich. Und trotzdem wurde ich gefragt, ob ich mitkomme. Ich fühlte mich wie eine Voyeurin: ein Mzungu, der an einer tansanischen Beerdigung teilnimmt, ohne die Verstorbene zu kennen. Etwas, das mir nicht zusteht. Ich lehnte darum immer sehr höflich ab, und das wurde auch so akzeptiert. Erst viel später habe ich begriffen, dass es weniger darum

geht, dass ich das richtig sage oder eine richtige Beziehung zu dem oder der Verstorbenen zu haben, sondern darum, den Hinterbliebenen Kraft zu geben, mit ihnen das Leben des Verstorbenen zu teilen und Anteil zu nehmen am Schicksal unserer Mitmenschen, auch wenn wir sie nicht besonders gut kennen. Denn das ist es, was uns Menschen alle verbindet.

Seither habe ich eine andere Sicht auf das Sterben – und auf das Leben. Und wenn ich mich zwar nach wie vor etwas unbeholfen auf Beerdigungen fühle, gehe ich doch mit einem anderen Grundgefühl dorthin. Und dafür bin ich dankbar.

Corinna Bütikofer Nkhoma



Gräber von Bischof Jongu und seiner Frau in Rungwe

## Ein Jahr in Lutengano – und seine Spuren

*Auch das Ehepaar Simone und Stefan Wolf ist im Rahmen des PEP-Programms nach Tansania gekommen, er als Projektberater, sie als Unterrichtende am Bible College. Hier schreibt sie über dieses Jahr in der Südprovinz; mittlerweile ist sie Pfarrerin der evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt.*

Als wir uns im März 2009 für ein Jahr von Basel verabschiedeten, bekamen mein Mann und ich von Mission 21, unserer aussendenden Missionsgesellschaft, einen «Reiseseegen» mit auf den Weg. Es war eigentlich mehr ein Rat als ein Segen, aber in jedem Fall ein wegweisendes Wort, nämlich: *Die Hauptsache: Das erste, was wir tun sollten, wenn wir anderen Menschen begegnen, einer anderen Kultur, einer anderen Religion, ist: Unsere Schuhe ausziehen, denn der Ort, den wir betreten, ist heilig. Sonst müssten wir plötzlich erkennen, dass wir auf die Träume anderer treten. Oder noch schlimmer: Wir könnten vergessen, dass Gott dort war, bevor wir kamen.*

Auch wenn ich nicht ganz barfuss auf den Naturstrassen von Tansania unterwegs war, sahen meine Füsse nach einem Jahr Afrika deutlich anders aus als vor meiner Ausreise: Die Konturen meiner Flipflops hatten zusammen mit der Sonneneinstrahlung Spuren auf meiner Haut hinterlassen, die ich selbst einige Monate spä-



Simone Wolf mit Kindern aus Lutengano

ter immer noch sah. Viel tiefer aber waren die Spuren in meinem Herzen, die Afrika bei mir hinterlassen hat und dich mich heute noch prägen.

Warum beschliesst man, seine Wohnung aufzugeben, beide Arbeitsstellen zu kündigen und für ein Jahr im Ausland zu leben? Klar, so ein wenig Abenteuerlust war schon dabei. Und die Freude an fremden Kulturen und Sprachen, die hat sich in meinem Leben schon ganz früh gezeigt. Da war aber auch der Wunsch, ein Land und seine Menschen besser kennen zu lernen, indem man zusammen lebt und arbeitet. Dass wir vor Ort viel bewirken oder gar verändern würden, diesen Anspruch hatten wir zu keinem Zeitpunkt. Uns war klar, dass wir dafür viel länger hätten bleiben müssen. Das war aber aus verschiedenen Gründen leider nicht möglich.

Das Leben in Afrika schlug uns schnell in seinen Bann: Mein Mann unternahm zahlreiche Reisen, um zusammen mit seinem tansani-

schen Kollegen verschiedene Projekte der Kirche zu besuchen, die sich in der Aids- und Malaria-Prävention engagierten oder jungen Menschen eine Schul- und Berufsausbildung ermöglichten. Sie legten dabei viele Kilometer zurück: In Autos, die es in der Schweiz niemals durch die MFK geschafft hätten (keine funktionierende Benzinanzeige mehr; Scheinwerfer, die in alle Himmelsrichtungen leuchten; Autos ohne Fahrersitz...), manchmal zu Fuss oder in öffentlichen Taxis. Wenn er von diesen Reisen zurückkam, war das erste, was er häufig sagte: «Du glaubst nicht, was ich heute wieder erlebt habe!»

Ich selbst verbrachte die meiste Zeit an unserem Wohnort Lutengano, der mit dem Bible College gleichzeitig mein Arbeitsort war. Meine Aufgabe bestand darin, die angehenden Pastoren oder Evangelisten in theologischen Fächern und ein wenig Englisch zu unterrichten. Ich hatte grossen Respekt vor dieser Aufgabe: Zum einen kam ich mit Englisch als Unterrichtssprache nicht wirklich weit, und mein Swahili war doch sehr fehlerreich. Zum anderen war mir klar, dass ich eigentlich zu wenig über die tansanische Kultur und die religiösen Traditionen wusste, um gerade die theologischen Fächer bewusst in diesen Kontext hinein zu unterrichten.

Wie gut, dass wir alle eine gemeinsame Grundlage haben: Die Bibel. Und so versuchte ich, auf dieser Grundlage mit den Studierenden ins Gespräch zu kommen. Ausgehend von ihren drängenden Fragen und Themen miteinander zu entdecken, was denn Gottes Wort dazu sagt.

Wir diskutierten leidenschaftlich über die Frage, ob die Taufe für das persönliche Heil zwingend notwendig ist.

Darf man seiner Kirchenleitung widersprechen? Eine ungemein heikle Frage, denn die Studierenden waren sich bewusst, dass sie genau von dieser Kirchenleitung im Hinblick auf ihren späteren Einsatzort abhängig waren und auch in sehr abgelegene, wenig beliebte Gegenden «verbannt» werden konnten.



Und schliesslich waren da die Studentinnen. Sie hatten viele Fragen, viele Erlebnisse, viel Schmerz. Aus naheliegenden Gründen und weil ich selber in meiner «theologischen Laufbahn» so einiges erlebt habe, lagen mir besonders die Frauen sehr am Herzen. So lud ich sie mehrmals zu uns nach Hause ein, wo mein Mann uns mit selbstgemachten Cookies bewirtete. Für die Frauen eine echte Sensation! Bei diesen Treffen erzählten sie mehr von sich und davon, was es bedeutet, in der tansanischen Gesellschaft und Kirche Frau zu sein. Benachteiligungen, Ungerechtigkeiten und abwertende Bemerkungen hatten sie alle schon erlebt, manchmal sogar in der Ehe. Neben diesem für die Frauen so wichtigen Austausch haben wir auch in die Bibel geschaut: Was gibt es dort für Frauen, die als Vorbilder fungieren könnten? Was traut Gott Frauen zu und wie reagiert die Gemeinde (bis heute) auf sie?

Es hat mich enorm gefreut und berührt, dass der tansanische Schulleiter des Colleges im Hinblick auf meine Arbeit mit den Studentinnen voll hinter mir stand. Als ein paar wenige Studenten argwöhnten, ich würde am College eine «weibliche Revolte» anzetteln (ich bin eigentlich ein sehr friedliebender Mensch), da sagte mein Chef und Schulleiter nur: «usiogope» - «mach dir keine Sorgen». «Ich weiss, wie wichtig diese Treffen für die Frauen sind. Mach einfach weiter». In diesem Moment spürte ich eine Verbundenheit zwischen uns jenseits von Geschlecht, Hautfarbe und kultureller Prägung, die mich sehr bewegt hat.



Das Jahr in Tansania ging schnell vorüber. Wir sind mit tausenden von Fotos, unzähligen inneren Bildern, prägenden Erfahrungen und neuen Freundschaften wieder ins Flugzeug Richtung Schweiz gestiegen. Tansania hat uns seither nicht losgelassen. In den vergangenen Jahren sind wir insgesamt dreimal zu Besuchen zurückgekehrt. Mein Mann ist Pate für ein Mädchen geworden, das quasi nach ihm benannt wurde («Stefania»).

Wir haben grossen Respekt vor den Menschen in Tansania. Trotz schwieriger Umstände halten sie Humor, Gottvertrauen und Gastfreundschaft hoch. Sie haben Träume und wollen diese erreichen. Ja, in diesem Jahr in Tansania haben wir andere Menschen und damit auch uns selber tatsächlich besser kennen gelernt. Und wir haben gegenseitig in unseren Leben Spuren hinterlassen. Und das ist doch die Hauptsache, oder nicht?

Simone Wolf, Basel

# Lehrerinnen werden Seelsorgerinnen – Brigitte Schloss und Regula Schüle bei den Inuit in Labrador

*Der Nordosten Kanadas liegt weder im Fokus der Nachrichten noch der Mission. Für die Herrnhuter war die Regionen des ewigen Eis schon ganz früh wichtig. So gingen sie zuerst nach Grönland, dann nach Labrador, später auch nach Alaska. Heidi Gembicki bringt uns zwei Frauen näher, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sich aus der Schweiz nach Labrador aufmachten - und dort blieben.*

Kanada! Für viele Schweizer ein Traumziel: von der einen Seite des nordamerikanischen Kontinents zur anderen voller verlockender Ziele, seine Grossstädte, seine wunderbar intakte wilde Natur, das französischsprachige Québec, die Indianerreservate, die multikulturelle Gesellschaft ! Aber kaum jemand denkt dabei an die raue, felsige Ostküste, umflossen vom eiskalten Labradorstrom, auf dem im Sommer die Eisberge aus der Arktis vorbei wandern. Vorgelegt die Insel Neufundland: die südlichste Spitze mit der Hauptstadt St. John's liegt auf der gleichen geographischen Breite wie die

Schweiz, Chiasso inbegriffen; das nördlichste Kap, wo um das Jahr 1000 schon die Wikinger gesiedelt hatten, befindet sich auf der Höhe des Ruhrgebietes; ein Highway durchquert das ganze Land. Die Orte an der Labradorküste jedoch können nur per Schiff oder per Flugzeug erreicht werden - wenn die Wetterumstände es erlauben. Von Happy Valley-Goose Bay (etwa so nördlich wie Bremen) bis Nain (so nördlich wie Perth in Schottland) sind es 370 km in anderthalb Flugstunden.



In diesem unzugänglichen Gebiet haben die Herrnhuter 1771 ihre erste Missions- und Handelsstation gegründet und „Nain“ genannt; ein

früherer Versuch weiter südlich war tragisch misslungen. In dem ursprünglich französischen Teil der seit 1763 britischen Kolonie missionierte die katholische Kirche unter Indianern. Für die Mission und den Handel bei den Inuit (früher sagte man „Eskimos“) hat die englische Verwaltung den Herrnhutern die Erlaubnis erteilt. Es brauchte Geduld und Mut, bis der erste Inuk, ein Schamane, sich taufen liess und den christlichen Namen „Petrus“ erhielt. Und allmählich entwickelte sich eine weit verstreute engagierte Gemeinde; eine Erweckungsbewegung liess das von den Missionaren gebrachte Evangelium zur lebendigen Beziehung zum Heiland werden. Die Bibel wurde in diese komplexe Sprache übersetzt, die Liturgien und Choräle der Herrnhuter ebenfalls, Musik wurde komponiert, Streichinstrumente wurden gebaut – ein fröhliches „Herrnhuter Gemeinleben“ entstand. Zu den Inuit gesellten sich englischsprachige Familien von Siedlern (Einwanderer aus Europa). Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gab es schliesslich eine ganze Reihe von Missionsstationen, lange untereinander im Sommer nur übers Meer per Boot verbunden, im Winter über Land mit dem Hundeschlitten.

Doch das 20. Jahrhundert brachte einschneidende Veränderungen. Die spanische Grippe dezimierte die Bevölkerung von Okak und Hebron in wenigen Wochen, und nur eine Gruppe, vorwiegend Kinder, zog durch Eis und Schnee nach Nain. 1949 schloss sich das bisher eigenständige Dominion Neufundland-Labrador der kanadischen Konföderation an. Das brachte für die ehemaligen Herrnhuter Missionsstationen

einschneidende Veränderungen: nun galten die Gesetze und Entscheidungen der kanadischen Regierung. Aus administrativen und wirtschaftlichen Erwägungen heraus wurden die abseits liegenden Siedlungen Nutak und Hebron geschlossen und die Bevölkerung zwangsweise umgesiedelt – ohne Rücksicht auf die traditionelle seminomadische Lebensweise, abgeschnitten von ihren herkömmlichen Jagd- und Fischgründen, nun angewiesen auf finanzielle Unterstützung, Sozialhilfe. Auch kirchlich wurde die Provinz umorganisiert: seit dem Ende des ersten Weltkriegs war Grossbritannien für die Missionsarbeit hier zuständig gewesen, nun wurde Labrador, immer noch eine „Missionsprovinz“, der nordamerikanischen Unitätsprovinz – und leider nicht Alaska zugeordnet, wo die dortigen Yupik auch eine eigene Predigerschule haben.

1941 bauten die Amerikaner ganz im Süden eine grosse Flugbasis, mehrere Familien zogen aus den Herrnhuter Orten dorthin der Arbeit wegen und gründeten eine neue Gemeinde: Happy Valley. Die Umsiedler aus Hebron bauten in North West River eine kleine Kirche. Doch Tiefflüge mit Ultraschallgeschwindigkeit vertrieben die Rentierherden. Die moderne Fischerei mit ihren kilometerlangen und tiefen Netzen fischten die reichen Gründe aus. Und nun hat man 2005 reiche Nickel-Kobalt-Kupfer-Erze entdeckt, die in Voisey's Bay vor Nain abgebaut werden, was neue Bevölkerung aus anderen Weltecken in die Region bringt. Die Aufrechterhaltung der traditionellen Lebensweise mit Jagd und Fischerei wird immer schwieriger, die neu-

en Arbeitsmöglichkeiten bringen nur teilweise einen Ausgleich. So abgelegen uns die Labradorküste erscheint, sie ist doch mit den Problemen der modernen Welt konfrontiert: Alkohol und Drogen, Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, psychische Krankheiten...

In dieser Zeit der grossen Umbrüche und Herausforderungen haben zwei Schweizerinnen ihr Leben ganz in den Dienst der Mission unter den Inuit gestellt. Berührend die Parallelen: geboren im gleichen Jahr erleben beide traumatische Brüche in der Kinder- und Jugendzeit, sie verlieren den Vater. Beide stehen als Lehrerinnen im Dienst der Herrnhuter Mission, finden in Labrador eine neue Heimat (und kennen doch das leise Heimweh), lernen die komplexe, fremdartige Sprache und sind bis ins hohe Alter als Seelsorgerinnen tätig.

## BRIGITTE SCHLOSS

3. Oktober 1928 - 20. August 2013

Der Wunsch, einmal selbst als «Missionarin» unterwegs zu sein, muss sehr früh aufgekeimt sein in diesem jüngsten Kind aus einem Pfarrershaushalt, wo Missionare häufige Gäste sind, unterwegs auf Heimaturlaub oder im Ruhestand, um für das Werk der Brüdermission zu werben. Doch diesen Berufswunsch zu verwirklichen, ist alles andere als einfach.

Geboren 1928 verbringt Brigitte ihre Kinderjahre in der kleinen, bergenden Brüdergemeinde Gnadau bei Magdeburg. Doch 1935, zwei Jahre nach Hitlers Machtergreifung, muss der „nicht-

arische“ Vater nach Bern versetzt werden. Hier sind die Kinder „Fremde“, müssen in Windeseile sich anpassen und die Mundart erlernen. Der Vater betreut die kleine Berner Sozietät und engagiert sich aktiv in der Flüchtlingshilfe. Kurz vor Weihnachten 1943 verunglückt er und verstirbt Anfang 1944 im Flüchtlingsheim in Vicosoprano. Brigitte, die staatenlose Halbwaise, hat wenige Ausbildungsmöglichkeiten. Sie erhält vom Kanton Bern die Erlaubnis, sich in Freiburg bei den katholischen Nonnen zur Haushaltungslehrerin ausbilden zu lassen, und ist danach für kürzere Zeit in Montmirail als Lehrerin im Einsatz. Da Brigitte nun fähig ist, für sich selbst aufzukommen, kann sie die schweizerische Staatsbürgerschaft beantragen.



Am Eröffnungstag der ersten Synode der Herrnhuter nach dem Krieg in Montmirail lernt sie Bischof Shaw aus England kennen, und er wird sie 1949 auffordern, nach Fulneck zu kommen, um Englisch zu lernen – eine Voraussetzung für den Dienst in Über-

see. Brigitte ist bereit, wohin auch immer auszureisen, wo die Brüdergemeinde eine Aufgabe für sie hätte. Himalaya? Afrika? Schliesslich: Labrador! Brigitte sagt sofort zu, für volle fünf Jahre. Es soll ihre Lebensaufgabe werden. Im Sommer 1950 reist sie aus, per Schiff. Was für

ein Abenteuer, wie ungewohnt alles, wie herausfordernd!

In Nain wird sie von Geschwister Bill und Doris Peacock empfangen. Wie unendlich beglückend: wieder Singstunde, wieder die alten vertrauten Melodien, brüderisches Leben wie in ihrer Kindheit. Ihr Einsatzort aber ist weiter südlich, wo mehrheitlich Englisch gesprochen wird.



Und genau an ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstag, am 3. Oktober 1950, erreicht sie den kleinen Ort Makkovik, wo sie die Primarschüler (Mehrstufenklassen, zwei Lehrer) in der Internatsschule unterrichten soll. Das Leben ist äusserst hart, karg, spartanisch. Ein Telefon gibt es nicht, Post kommt selten einmal per Hundeschlitten. Aber sie, die gekommen ist, um zu lehren, erinnert sich dankbar, wie viel sie selber gelernt und empfangen hat. Nach zwei Wintern in Makkovik wird sie nach Nain gerufen, erlebt dort Epidemien von Kinderkrankheiten. Mit den Peacocks gründet Brigitte Jugendgruppen, mit



Der Ort Makkovik (links), oben das Schulhaus

den Mädchen näht sie Kleider für die Kinder in Mbozi, Tansania, die ihre Freundin Elisabeth Senft betreut.

1955 erhält sie ein Jahr Heimaturlaub und besucht in Genf die Ausbildung des Ministère féminin, einen theologischen Kurs. Unentwegt wird Brigitte sich in diesem Bereich weiterbilden durch Fernstudien, mit Lektüren. 1956 kehrt sie nach Labrador zurück und bei der Einfahrt in den Hafen von Nain, als alle in den kleinen Booten ihren Namen rufen, da fühlt sie sich „wieder daheim!“.

Nain verändert sich durch die Umsiedler aus Nutak, die Kirche muss erweitert werden, die Schule vergrössert, aber immer noch sind es mehrere Klassenstufen in einem Raum. Brigitte initiiert die Sonntagsschule - ein voller Erfolg. Sie scheint dort angekommen zu sein, wohin sie ihr Berufswunsch getragen hat. Doch ihre Ge-



Brigitte Schloss vor der Kirche in Nain

sundheit leidet und der Arzt schickt sie in milderes Klima. Brigitte findet einen Job in der Stadt Québec – gesünder aber wird sie davon nicht. In Happy Valley suchen sie jemand, der Französisch unterrichtet, dort wird sie gebraucht. Dorthin sind unterdessen auch Peacocks gezogen und mit Doris zusammen engagiert Brigitte sich wieder in der kirchlichen Jugendarbeit. Sie unterrichtet weiter als Primarlehrerin, daneben Französisch auf der Sekundarstufe. In einem Freijahr erwirbt sie den offiziell erforderlichen Abschluss, einen Bachelor in Erziehung, und baut anschliessend ihr Studium in Sommerkursen weiter auf bis zu einem Master an der Universität in Québec. Ihre Arbeit schreibt sie über den Westschweizer Schriftsteller Charles Ferdinand Ramuz. Humor, Phantasie, Durchhaltevermögen und Einsatzbereitschaft machen sie zu einer begabten Lehrerin. Mehrfach wird sie für die Leistungen ihrer Klassen ausgezeichnet.

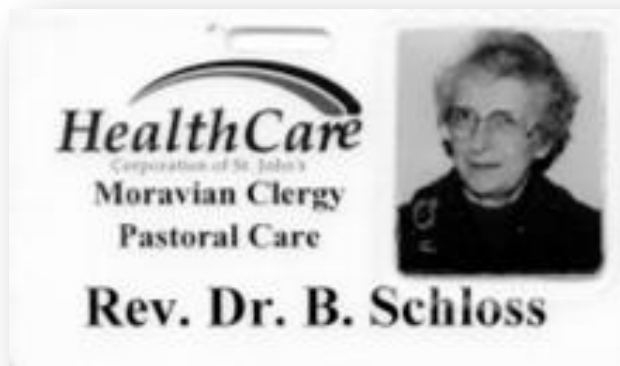
In Happy Valley legt die Regierung die Schulen zusammen. Brigitte Schloss gilt als "überqualifiziert" für die Primarstufe und wird zur Koordinatorin des Französischunterrichts bestimmt. Frustriert durch die unzulänglichen Lehrmaterialien beschliesst sie 1971 sich weiterzubilden, um in dem Bereich etwas verändern zu können. In Toronto erwirbt sie einen Dokortitel und arbeitet einige Zeit an einer pädagogischen Hochschule in Ontario. Sie spürt aber, dass sie in dieser modernen Welt des Konsums nicht zu Hause sein kann. Sie bewirbt sich um eine Stelle an der Hochschule in Neufundland - und erhält den Posten, trotz sonst rigorosem Inländer-vorrang. Nun rundet sich ihr Lebensweg! Sie wird 1981 zuständig für die Lehrerausbildung an der Labradorküste, ehemalige Schüler und Kinder ehemaliger Schüler sind nun ihre Studenten, mit denen gemeinsam sie ein Curriculum erarbeitet. Es ist eine äusserst glückliche Zeit. Parallel zu diesem Einsatz vertieft sie an der Universität ihre theologischen Kenntnisse.

Doch als nach sieben Jahren das Programm steht und die Eigenständigkeit der Lehrerausbildung in Labrador gesichert ist, beschliesst Brigitte, den kommenden Ruhestand tätig zu verbringen, und stellt sich dem „Mission Board“ für eine neue Aufgabe zur Verfügung. Und der wird an ihrem Wohnort sein! Sie erhält den Ruf, sich der vereinzelt in der Provinzhauptstadt lebenden Moravians anzunehmen und als Seelsorgerin in den Krankenhäusern, in der Psychiatrie und im Gefängnis tätig zu sein. Am 3. September 1988 wird sie in Nain an einem strahlenden Tag als «Akoluthin» für diesen Dienst

eingesegnet. («Akoluthie» ist ein vor allem seelsorgerliches Amt in der Brüdergemeinde, das in den Provinzen unterschiedlich gefüllt ist; in Labrador ist sie ein wichtiger Zwischengrad vor der eigentlichen Pfarrer-Ordination mit mehr oder weniger „voller“ Ausbildung.)

Tags darauf aber erblindet sie auf einem Auge; zwei operative Eingriffe bleiben erfolglos. Brigitte erlebt diese Wochen als Patientin und tiefster Verunsicherung auch als „Lehrzeit“ auf ihren kommenden Dienst hin. In St. John's kümmert sich jede kirchliche Gruppierung um ihre eigenen Mitglieder und so war bis anhin niemand für die Herrnhuter „zuständig“ gewesen. Und wie viele sind es, die nur hier, über 1000 km von zu Hause, die nötige medizinische Betreuung erhalten können und in ihren Nöten seelsorgerlichen Beistand brauchen. Wie oft wird Brigitte dankbar begrüsst als „somebody from home“!

Da sie als Akoluthin von ihren Kollegen nicht als gleichwertige Partnerin anerkannt wird, bittet sie um die Ordination zur Pfarrerin. Wieder an ihrem Geburtstag, genau 45 Jahre, nachdem



Taufe von Jessica Winters 1996

sie in Labrador ihren Dienst begonnen hat, wird sie in Nain von Bischof Arthur Freeman aus Bethlehem/PA eingesegnet. In Labrador fehlt es unterdessen an Pfarrern und sie übernimmt mit Freude Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten.

Erschütternd die Woche, als sie nach Nain gerufen wird, um der Gemeinde beizustehen: eine unerklärliche Reihe von Selbstmorden wühlt alle auf; es sind Jugendliche, die sich das Leben nehmen! Unentwegt ist Brigitte tätig, obwohl ihr Herz eigentlich krank ist, Osteoporosebrüche die Beweglichkeit einschränken. Reisen in die Schweiz sind nicht mehr möglich, auch nach Labrador wird ein Flug zu riskant. Sie nimmt es klaglos an. Es ist ihr gelungen, eine kleine Herrnhuter Gemeinschaft zusammenzuführen. Die Christnachtfeier mit der es begonnen hat, ist für alle eine glückliche Erinnerung; der Ostermorgen am kleinen Hafen, wo die Sonne über dem Meer aufgeht; die monatlichen Predigtzusammenkünfte, heitere informelle Tref-

fen. Brigitte weiss zutiefst und kann es nachvollziehen, was es bedeutet, weit von der Heimat zu leben, sich in einer Gesellschaft als „Fremde“ wenig willkommen zu fühlen, als Inuk unter den selbstbewussten Neufundländern. Bewundernd ist Brigittes Begabung, die Beziehungen aufrechtzuerhalten, zu Freunden und Freundinnen aus all ihren Lebensphasen, sogar noch aus Gnadau: eine beeindruckende Fülle von Kontakten. So fragt sie getreulich nach, ruft an, schickt einen Gruss.

In den finstersten Momenten ihrer Kindheit, als der Krieg ganz Europa überzog, hatte der Vater Schloss allen in seiner Familie ein Schulheft geschenkt mit der Aufforderung sich jeden Tag an etwas Dankenswertes zu erinnern. Brigitte Schloss hat dieses „Und vergiss nicht, was Er dir Gutes getan hat“ (Ps. 103.2) ihr Leben lang begleitet. Auch als ihre körperlichen Fähigkeiten abnehmen, freut sie sich über die Gloxinie, die neue Blütenpracht schenkt, über den grossen Baum vor ihrem Fenster; in den allerletzten Tagen im Krankenhaus über die Fähigkeit, immer noch sprechen zu können. So hat sie auch ihren ausführlichen Lebenslauf mit „Thanksgiving“, Danksagung, überschrieben.

Ein inoperabler Krebs lässt ihr Leben erlöschen, am 20. August 2013 darf sie „heimgehen“. Und wie sie es gewünscht hat, wird sie in Nain beerdigt, dort wo sie ihren Dienst begonnen und zugleich eine neue Heimat gefunden hatte. Der Kirche in Labrador hinterlässt sie ein Legat, aus dem die Jugendarbeit gefördert wird, was ihr zeitlebens ein grosses Anliegen war. Hans Rollmann erinnert sich an Brigitte Schloss als

„an individual, who had the widest life experience and expansible mind that remained forever young and inquisitive“ [jemand der eine sehr weit gespannte Lebenserfahrung hatte und einen offenen Geist, der immer jung und wissbegierig blieb].



Die Bucht von Nain im Jahr 2013

## REGULA SCHÜLE

22. April 1928 - 24. Juli 2016

Regula verbringt im Kreis von drei weiteren Geschwistern glückliche erste Kinderjahre in Erlenbach (ZH). Doch der Vater, ein Fotograf, gerät in berufliche Schwierigkeiten, verlässt die Familie und baut sich in Deutschland eine neue Existenz auf. Um die Mutter zu entlasten, nimmt 1935 eine verwandte Pfarrersfamilie aus Seengen (AG) Regula zu sich, wo sie ein neues und

fröhliches Zuhause findet und wo sie erlebt, wie das Losungsbüchlein stärkt und begleitet. Sie kehrt gegen Ende der Schulzeit zur Mutter zurück, um in Erlenbach die beiden letzten Sekundarschuljahre zu absolvieren. 1944 wird sie konfirmiert und tritt ins Zürcher Lehrerinnenseminar ein, arbeitet nach Abschluss der Ausbildung zuerst zwei Jahre mit geistig behinderten Kindern und anschliessend als Primarlehrerin (1. bis 9. Klasse) in kleinen Dorfschulen. Zugleich ist Regula Schüle vielfältig aktiv als Organistin, Chorleiterin, Sonntagsschullehrerin, Jugendgruppenleiterin, engagiert sich beim evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern. Welch reiches Leben!

Nach zwanzig Jahren beschliesst Regula Schüle jedoch, einen neuen Einsatz zu wagen. Sie meldet sich bei der Basler Mission, wo dieser Wunsch einer Lehrerin eher Perplexität auslöst. Die Zeiten haben sich gewandelt, man braucht Agronomen, Krankenschwestern; die Schulen sind überall vom Staat übernommen worden, der seine eigenen Lehrer ausbildet, gerade auch in Afrika, wohin Regula gerne ausgereist wäre. Doch halt: eine Ausnahme! Die Herrnhuter an der Labradorküste können noch eine Lehrerin gebrauchen! So reist Regula 1968 aus und wird in Happy Valley von Pfarrer Bill Peacock empfangen, der ihr erklärt, dass nun auch in Labrador der Staat die Schulen übernommen hat und ihr Arbeitsgeber sein wird. Regula Schüle wird die Verantwortung für die Primarschule in Makkovik übertragen, wo sie die Primarunterstufe (alle Schüler in einer Klasse) unterrichtet.

1969 wird sie Mitglied der Herrnhuter Brüdergemeine (Moravian Church).



Buben in Makkovik

1972 beruft man Regula Schüle nach North West River, 40 km von Goose Bay-Happy Valley entfernt. Dort übernimmt sie die Viertklässler und unterrichtet in den Sonderklassen. Hier nimmt ihr persönliches Leben eine entscheidende Wende: ein kleines behindertes Mädchen und sie schliessen sich so ins Herz, dass sich Regula 1982 zur Adoption von Susie entschliesst. Beide besuchen gemeinsam Schulklasse um Schulklasse, um die Mädchen davor zu warnen, während der Schwangerschaft Alkohol zu konsumieren; denn Susies schwerer zerebraler Schaden ist Folge einer Alkoholembryopathie (eine Form der FASD = Fetale Alkoholspektrumstörung). Dank Regulas Zuwendung lernt das Mädchen lesen und rechnen, mit dem Computer schreiben. Bis in ihr hohes Alter ist Regula ihrer Susie eine hingebungsvolle Mutter. Sie wohnen im verwaisten Pfarrhaus und Regula übernimmt es, jeden Sonntag den Gottesdienst zu halten.

Im Alter von 65 Jahren zieht Regula um nach in Happy Valley, dem Hauptort der Region. Nun beginnt für sie ein ausgefüllter Ruhestand. Sie leitet eine Bibelgruppe, das „Gemeinschiff“; Regula kümmert sich als Seelsorgerin um die „schweren Jungs“, die „her boys“ werden in der Strafanstalt und bringt ihnen die Bibel näher. Sie übernimmt die Krankenhauseelsorge, die Sonntagsschule, den Organistendienst, die Leitung des Kirchenchors. Sie wird zur Akoluthin eingesegnet und ersetzt den fehlenden Pfarrer in all seinen Diensten. Sie versteht Inuktitut und besucht oft die Senioren der Gemeinde, um ihnen aus der Bibel vorzulesen. Sie spart nicht

an Kräften und Einsatz, um zu helfen, wo immer sie es vermag. Unablässig wird sie angerufen, kommen Besucher vorbei: wie viele haben innere Nöte aber auch finanzielle Not, brauchen konkrete Unterstützung, gar ein Dach über dem Kopf; öfters sind es junge ledige Mütter (in Happy Valley befindet sich die einzige Geburtsstation von ganz Labrador). Regula Schüle wird daher auch als „Mutter Theresa des Nordens“ bezeichnet.

Am 24. Juli 2016 brennt es in ihrem Holzhaus und Regula wird leblos aufgefunden. Wie sie es gewünscht hatte, schreibern die Strafgefange-



Regula Schüle mit ihrer Adoptivtochter Susie



Dieses Foto war im Liedblatt des Bestattungsgottesdienstes von Regula Schüle, der von Sr. Beatrice Hope geleitet wurde. Darin ist auch das folgende Zitat:

*“So I say: through God’s grace  
I had a very rich life;  
and, often muddling along  
and trying to catch up,  
always held by his hand  
and coaxed by his tender touch.”*

nen, ihre Jungs, ihren Sarg. „It’s the least we could do for her, for everything she’s done for us“ [für alles, was sie für uns getan haben, können wir jetzt dies für sie tun] erklärt einer von

ihnen. Bis heute weiss man nicht, was genau geschehen ist. Ein junger arbeitsloser Mann aus Nain, ebenfalls mit FASD, der sich in ihrem Haus befand, wird als mutmasslicher Mörder festgenommen und findet seinerseits nach einem Handgemenge im Gefängnis den Tod. Erst jetzt werden die Zusammenhänge aufgedeckt und die Verantwortlichen zur Rechnung gezogen. Die Erschütterung über Regulas vielleicht gewaltsamen Tod war und ist noch immer gross. Im Abschiedsgottesdienst sagt es Leslie Robinson, der langjährige Superintendent, so: „While she will be sorely missed, she has left us with a million memories of her practical human friendship“ [sie wird sehr vermisst werden, doch sie hat uns unendlich viele Erinnerungen an ihre praktische mitmenschliche Freundschaft hinterlassen].

Die Welt, in die Brigitte Schloss und Regula Schüle ausgereist sind, hat sich grundlegend verändert. Seit 2005 ist die Labradorküste eine Region, die sich selbst verwaltet und Nunatsiavut, „unser schönes Land“ heisst. Präsident ist zur Zeit Johannes Lampe, Laienprediger aus Nain. Auch die Kirche ist seit 1970 autonom als „Moravian Church in Newfoundland and Labrador“, die Leitung liegt in den Händen eines sehr engagierten lokalen Gremiums. In Nain, Hopedale und Makkovik gibt es treue Laienprediger für Gottesdienste auf Inuktitut. Beatrice Hope, die erste einheimische ordinierte Frau, wirkt in Happy Valley. Sie ist aber auf 1900 Mitglieder in den vier, weit auseinander liegenden



Beatrice Hope 2017 auf der Missionskonferenz der weltweiten Brüder-Unität in Kapstadt, mit Bob Hopcroft, Mitglied der Kirchenleitung der britischen Provinz

Gemeinden die einzige Pfarrerin (Stand Ende 2018). Zwei, drei junge Leute sind in einer theologischen Ausbildung - ein Hoffnungsschimmer. Die Herrnhuter haben hier nach bald 250 Jahren noch immer eine grosse Aufgabe, die auf einsatzfreudige Mitarbeiter wartet, bereit in einem herausfordernden Umfeld auf die Menschen, die Geschwister, zuzugehen und ihnen verlässlich zur Seite zu stehen.

Heidi Gembicki-Achtnich, Genf,

*mit herzlichem Dank für Auskünfte und Unterstützung an Elisabeth Schüle (Steffisburg), Prof. Hans Rollmann und Patricia Ford (St. John’s, Neufundland), Joan Andersen und Herb Jacques (Makkovik, Nunatsiavut).*

## Erfahrungen unterwegs: Der Motor steht still

Auf den unterschiedlichen Reisen in Tansania konnte ich immer wieder erhörte Fürbitten und Bewahrung erfahren.

Nach einem Frauenseminar in Kitunda machte ich mich bereit für die Fahrt zurück nach Tabora. Milka, meine Mitarbeiterin, blieb noch dort bei ihrer Familie. Der Bischof, der einen Gemeindebesuch gemacht hatte, wollte mitfahren, so starteten wir die 100 km durch den Busch. Es war ein Regentag. Die lehmige Strasse wurde recht glitschig. Nach einer Dreiviertelstunde unterwegs setzte der Motor plötzlich aus. Ich öffnete die Motorenhaube, konnte aber keinen Kabelbruch oder irgendeine Veränderung feststellen. Ich wusste nicht, woran es fehlte. Der Motor streikte. Und es waren keine Häuser oder Leute zu sehen. Die Strasse war sowieso äusserst wenig befahren.

Wir warteten, und wir beteten. Nach längerer Zeit hörten wir tatsächlich ein Motorengeräusch. Ein grosser Land Rover näherte sich und hielt auf mein Handzeichen hin an. „Haben Sie ein Problem?“ fragte der Fahrer. Das hatten wir tatsächlich. Er stieg aus und inspizierte unseren Motor. Einen trockenen Lappen wollte er haben. Er rieb und drehte kennerhaft an etlichen Stellen. Nach einigen Minuten stieg er ins Auto ein, stellte den Motor an, und tatsächlich funktionierte er wieder. Denn der Mann war ein Garagist, der auf dem Rückweg nach Tabora war, nachdem er auf der Hauptstrasse in den Süden einen gestrandeten Bus wieder in Fahrt hatte bringen müssen.

Wir waren sehr dankbar und konnten unsere Reise wie geplant fortsetzen. Und: Es war das einzige Gefährt, das wir auf unseren 100 Kilometern zu sehen bekamen.

*Elisabeth Preiswerk*



## Inhalt

EINSATZ FÜR DIE MISSION  
(Teil 1)

Johannes Klemm, Herrnhuter Mission in Ostafrika  
Elisabeth Preiswerk, 40  
Jahre Dienst in Tansania  
Corinna Bütikofer Nkhoma,  
Vom Leben und Sterben  
Simone Wolf, Lutengano  
Heidi Gembicki-Achtnich,  
zwei Frauen in Labrador

Bilder: In den Beiträgen  
weitgehend von den Autorinnen,  
EBU: Titels. unten und S. 3,  
Volker Schulz: Titelseite, S.  
2,9, 12, 13, 14, 22, 23, Rücks.

## Impressum

Herrnhuter  
in der Schweiz  
Sekretariat  
Leimenstrasse 10  
4051 Basel  
061 273 40 70  
061 273 40 73 fax

Redaktion  
Volker Schulz  
Adresse s.o.  
061 273 40 74

[www.herrnhuter.ch](http://www.herrnhuter.ch)